

Abonnementspreis  
...  
Redaktion  
Zwingerstraße 22, Post  
Z. 1198.

Sächsische

Arbeiter-Beitrag

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate  
...  
Expedition:  
Zwingerstraße 22, post.  
Telefon: 1198.

Nr. 37.

Dresden, Freitag den 14. Februar 1902.

13. Jahrg.

Unsere afrikanischen Kolonien.

Wald wird der Reichstag wieder seine große Kolonialdebatte haben, wieder wird die Notwendigkeit unserer Kolonien vom Standpunkte der Kultur, der Nationalität, der Wirtschaftlichkeit, der Verteidigung und von den Vertretern der Kolonialinteressen verteidigt werden, wiederum wird der Patriotismus derjenigen ausgeschüttet werden, die den Verlust unserer Kolonien seit 18 Jahren immer wieder gewünscht haben. Wieder wird die Reichsregierung auf ihre schon berühmten Denkschriften hinweisen und sich darüber freuen, daß die Gegner der Kolonialpolitik naturgemäß nicht in der Lage sind, jede Einzelheit dieser Denkschriften zu kritisieren, und die Tendenzmacherei darin bis auf das letzte Lückchen auf dem i nachzuweisen. Aber die Lage des Koloniallambes bei diesen Verhandlungen wird diesmal ungünstiger sein als früher. Gerade zur rechten Zeit ist die Schrift eines ehemaligen Kolonialbeamten und genauen Kenners kolonialer Verhältnisse nicht nur der Deutschen, sondern auch der englischen und holländischen erschienen, ein kleines, aber inhaltreiches Schriftchen von Dr. Friedrich Martiu, königlich bayerischem Wirklichen Rat, ehemaligem konsularischen Bezirkshauptmann von Kamerun (München 1902, August Schupp). Martiu, ein marinegeheimeser Monarchist, ist ein begeisterter Kolonialfreund, der unzweifelhaft über eine Schritt zum Ruhme der Kolonien als zu ihrer Kritik schreiben dürfte. Jedem schwärzer wird es sein, vom Vundes-Zentralrat aus die Wirkung dieser Angriffe abzuschätzen, noch dazu, weil die Angriffe zum großen Teil auf amtlichem Material beruhen. Mit vollem Ernste, der aber hier und da fast heiter werden muß, werden die Versprechungen in den Denkschriften verglichen mit dem, was sich nachher tatsächlich ereignen hat, und was späteren Denkschriften eingestanden werden mußte. Um so bedauerlicher erscheint die Form der Kritik, weil sie sich immer wiederholt Worte bedient, und weil sie den vielen Anlässen zur Kritik der zur Zeit bekannnten und richtig bewerteten Kolonialpolitik aus dem Wege geht. Wie hunderte Millionen für die Kolonien verschwendet wurden, enthält Martiu; die Annahme der Anzahl legt er dar und zeigt, daß so manche andere Kolonien schon ihren Höhepunkt überschritten haben, daß die Ausbeute bei ihnen erschöpft ist.

Die deutsche Kolonialpolitik ist eine Kolonialpolitik, die mit Rücksicht auf die afrikanische Bevölkerung arbeitet, die vollständig auf die Erfahrungen verzichtet, die die erfolgreichsten Kolonialmächte Frankreich, England, Holland, im Laufe von Jahrhunderten gesammelt haben. Militarismus und Kolonialismus sind unauflöslich verbunden. Kolonialpolitik, Offiziere und Beamte, die niemals im Ausland gewesen sind, werden in die Kolonien geschickt, die Ämter des Koloniallambes werden und dementieren von ihren Ämtern, Koloniallamben bleiben unberührt. Zwischen die das koloniale Reich kennen, die im alten Rom besser Bescheid wußten, als in modernen Afrika, Offiziere, die die Wahl haben, den Dienst zu verlassen, oder nach Afrika zu gehen, die alle Verantwortung über ihre Verhältnisse zu rangieren, das sind die „Miltärträger“ unserer Nation in Afrika. Richtig ist die Hoffnung aufgegeben, daß die deutsche Kolonialpolitik in unserer Kolonien hat nach Amerika gehen zu können. Die Weisheit, die sich in unseren afrikanischen Kolonien offenbart, sind Beamte, Soldaten, Missionare, und nur zum geringen Teile Leute, die aus wirtschaftlichen Gründen dorthin geschickt sind. Ein Nebenfluß von Bureaunkräfte, von Militarismus auf der einen Seite, auf der anderen Seite ein

Mangel an wirtschaftlicher Intelligenz, an ökonomischer Verfassung! Zwischen Bureaunkräften und Militärs kommt es zu häufigen Meinungsverschiedenheiten, das Prinzip der Subordination beherrscht das alltägliche Leben in den Kolonien. Jede Ausbeutung an die idiosyncratischen neuen Verhältnisse vermehrt man. Neben das Verhältnis zwischen den Kaufleuten und Plantagen und den anderen Berufen sei nur das Beispiel aus Liberia angeführt, wo von 325 Europäern 79 Gouvernementsbeamte und Schutztruppenangehörige, 155 Missionare, 25 Kaufleute und 12 Pflanzer gezählt wurden. Sehen wir von den Missionaren ganz ab, so kommen mehr als 4 Beamte und Schutztruppenangehörige von den 1500 weißen unterstehenden schwarzen Beamten und Soldaten ganz abgerechnet auf einen Pflanzer und zwei Kaufleute! Man geht wohl nicht fehl, sagt Martiu mit Recht, daß ein ähnliches Mißverhältnis in keiner Kolonie der ganzen Welt mehr zu finden sein wird.

Bei der ungeheuren Bedeutung, die dem Militarismus in unserer Regierungszustand zukommt, ist die militärische Heberzeugung unserer Kolonien nicht weiter verwunderlich. Ebenfalls wenig wie der Umstand, daß man die Gouvernementsbeamten mit Vorliebe mit Militärs besetzt, daß alles andere hinter den militärischen Interessen zurücktritt. Jede Gelegenheitsarbeit zu militärischen Zwecken wird ergriffen, große Feldzüge unternommen, ungeheure Kosten nicht scheuen. — und das Ergebnis ist eine Ver schlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Dr. Martiu stellt verschiedentlich fest, daß das Verhältnis zwischen Weißen und Schwarzen herrschend, die Handelsbeziehungen günstig waren, solange das Militär in unseren Kolonien keine Rolle spielte hat. Die militärischen Streifzüge machen die Schwarzen widerwertig, lassen sie den Verkehr mit den Weißen meiden, führen dazu, daß unsere Handelsbeziehungen mit ihnen abgebrochen werden, daß wirtschaftlicher Schaden das Ergebnis der militärischen Triumphe gegen die Häuptlinge der Schwarzen ist.

Nirgendwo finden wir in unseren Kolonien das Bild einer wirklich gut rentierenden gesunden Tropenwirtschaft, nirgends ausgiebige Anbauverhältnisse, nirgends eine begründete Hoffnung, daß sich unsere Volkswirtschaft mit Kolonialprodukten aus den eigenen Kolonien versorgen werde, überall die Aussicht, daß wir auch in Zukunft harte Zuschüsse aus den deutschen Staatstassen für die wertselben Kolonien werden verwenden müssen, überall das Bedauern, den Missionaren, deren Erlöse selbst die heiligsten Angehörigen der Christenheit mit Unbehagen erfüllen muß. Selbst von einem dem unseren ganz entgegen gesetzten Standpunkte aus muß also die Wichtigkeit unserer Verwaltung anerkannt werden. Missionaren aller Völkerwörter des Untertan in alle Kolonien zugleich zu schicken, statt den einzelnen Religionen streng abgegrenzte Wirkungskreise zuzuteilen. So ist von Beginn an auch der Glaubenskrieg in dieselben getragen worden. Auf die Regier dürfte es kaum aufzukommend wirken, sich behelfen zu lassen, wenn ihnen gleich von drei bis vier Seiten verschiedene Religionen, und zwar jede als die „allein richtige“, angepöbeln werden. Es war Teufelskudde vorbehalten, Kolonien zu gründen und zu bewirtschaften, um in eifer Einnahme des Millionenverlei zu fördern, und den Eingeborenen die zum Teil nicht gewöhnliche europäische Kultur und deren zum mindesten für die Regier sehr zweifelhafte Segnungen zu übermitteln.

Kamerun und Togo erweisen dem Verfasser als unsere besten afrikanischen Kolonien, und doch sagt er, daß Togo niemals als Plantagenkolonie eine Bedeutung gewinnen könne. Die Kaffeestadt

hat vollständig aufgehört, die Gummiaufzucht ist in 5 Jahren um ein Drittel zurückgegangen, der Eisenbergbau wird bald sein Ende erreicht haben. Togo hatte es zwar im Rechnungsjahre 1899/1900 zu einem Ueberschuß von 26.000 M. gebracht, während alle übrigen Kolonien Einnahmeverluste aufzuweisen haben. Aber diese 26.000 M. Einnahmehübe bedeuten nicht etwa einen Ueberschuß der Einnahmen über die Reichsausgaben für diese Kolonie, sie bedeuten bloß, daß der Etat in dieser Hinsicht ausgeglichen wurde, daß die Aufzucht des Reiches nicht größer geworden sind, als man dies dem Reichstage erklärt hatte. Im Etat für das Jahr 1901 hat diese Kolonie einen Reichszuschuß von nicht weniger als 884.000 M. erzwungen.

Kamerun hielten sich so lange günstig zu entwickeln, als man es nicht in eine Militärsolonie umwandelt. 1890 erforderte die Schutztruppe nur einen Betrag von 900.000 M., im Jahre 1901 dagegen 1.965.000 M. an fortwährenden und 270.000 M. an einmaligen Auslagen. Diese Kolonie, die noch verhältnismäßig günstige Anbauverhältnisse aufwies, dürfte aber selbst in einer ferneren Zukunft kaum höhere Anbauverhältnisse aufweisen, als gegenwärtig. Am Ende der 1890/1900 wurden etwas über 1 Mill. Vier Palmel weniger als in irgend einem der vier vorangegangenen Jahre erzielt. Die Anbau von nicht ganz 7 1/2 Millionen Kilogramm Palmkernen war hinter dem Vorjahre zurückgeblieben, das gleiche gilt für die Anbau der 325.000 Kilogramm Gummis und der 47.000 Kilogramm Ebenholz. Man der Export von Kolon war im Jahre 1899/1900 größer als in irgend einem der vorangegangenen Jahre. Der Tabakexport hatte vollständig aufgehört und der Kaffeeexport betrug nur 265 Kilogramm, also etwa soviel, als ein mittleres Kaffeehaus in Deutschland im Jahre verbraucht. Um diese wirtschaftlichen Verhältnisse zu erzielen, hatte das Reich 858.000 M. Reichszuschuß im Jahre 1900 für diese Kolonie verwendet. Das Hinterland, das von den Kolonialbehörden so gerühmt wird, bietet für den Pflanzenbau absolut ungenügende Terrain. Die Plantagen im Hinterland sind langsam eingegangen, weil sie absolut unzugänglich und übermäßig waren. Das ist das Bild der Kolonie, von der Dr. Martiu behauptet, daß sie die einzige unter unseren größeren afrikanischen Kolonien ist, die günstige Aussichten bietet!

Es ist gleich Kamerun, was seinen Handel betrifft, auf seinem Höhepunkt angelangt, so es hat ihn bereits überschritten. Seit 1894/97 gehen die Ausfuhrzahlen ständig zurück, ebenso selbstverständlich auch die Einfuhr. Das gleiche gilt von der Einfuhr und von den Einfuhrrollen. Die Einfuhr beträgt das Dreifache der Ausfuhr. Um ideales wirtschaftliches Bild vom Standpunkte der Agrarier, die zu allen kolonialpolitischen Forderungen ja, ja sagen! Fernerwährend und auch die Kassen, die der deutsche Staatshaber für diese Kolonie zu tragen hat: 9.117.000 M. Reichszuschuß wurden für das letzte Rechnungsjahr gefordert, davon 2 1/2 Millionen für die Schutztruppe. Vergleicht man diese Forderung für das nun ablaufende Rechnungsjahr mit früheren, so zeigt sich eine ungemessene Steigerung, denn im Jahre 1898/99 betrug der Reichszuschuß 5.953.000 M., er ist seitdem ständig gestiegen. Mit steigenden Mitteln wird in dieser Kolonie Unmögliches versucht, aber die Einsicht steigert sich nicht, daß die verschlehten Bahnen verlassen werden müssen.

Vergleicht man die Schilderungen der Kolonialfreunde über Südwest-Afrika mit den tatsächlichen Verhältnissen, so muß man sagen, daß hier die Fratzenhaftigkeit unserer Kolonialpolitik den

Arbeiter.

Roman von Alexander v. Kienland.  
(31. Fortsetzung.) [Kontinuität herstellen.]  
Im Hühneln diesem Schmelz spielte sich ein furchtbarer Kampf ab. Der Redaktor begann in ihm aufzukommen, daß all dieses Glück schließlich vom Bruder ausgeht. Doch formte sich aber sein Gefühl nicht zum Jörn; nur ein dumpfer, schwerer Schmerz war es und ein Bedürfnis, den Bruder zu sehen und sich verbürgen zu hören — vielleicht gab es doch noch etwas, was ihm einzufliegen konnte.  
Als sie die paar Stufen zu der Fortbewohnung hinaufstiegen, sagte der Vorkammerhüter: „Verteufelt mir es, Hühnel! Doch Du nicht Hand an ihn legen! Verteufelt nicht, daß er doch immer Dein Bruder ist.“  
„Du kannst ruhig sein.“, antwortete Hühnel.  
Anderer war im Begriff, sich zu räufeln. Er hatte den Spiegel aus Fensterkreuz gedrungen, und das volle Tageslicht fiel über von der Straße her auf sein Gesicht. Er hatte sich eben auf der rechten Wade ruhete, die linke war aber noch eingeklinkt.  
Als er sah, wer kam, legte er das Haberwerk weg. Sein Gesicht wurde, dann aber kam das halb blühmige Lächeln wieder. „Ja, er ist in der letzten Zeit gewöhnlich geistig hatte, und er hielt dem Bruder die Hand hin: „Bist Du nun endlich da, Hühnel; es ist schön von Dir, daß Du gekommen bist.“  
„Aber, Anders!“, sagte Hühnel und hob die schweren Schritte drohend gegen ihn. „Was hast Du mit Christine gemacht?“  
Bei dieser starken Stimme war es, als erwachte Anders. Er fiel in sich zusammen und wich zurück — bis in den äußersten Winkel des Zimmers. Sein Gesicht wurde blass wie Schmutz, während er diese beiden Worte anstarrte.  
Allmählich aber schlen es, als solle er sich dieses halb erlöschten Lichts zu einer letzten Anstrengung. Die langen, schlanken Schultern legten sich wieder um seinen Mund, und langsam brach er aus: „Doch Du es aber Herr bringen laßt. Ihrem Bruder so böse zu sein, Hühnel! Und ich bin doch

immer so schwach und krank gewesen. Erinnerung Du Dich noch — als wir klein waren — wenn wir für die Mutter Heidekraut pflückten.“  
Hühnel ließ die Arme sinken. Wunderliche Erinnerungen tauchten in seiner Seele beim Klang dieser Worte, bittende Stimmen auf, die er so gut kannte, bei diesem Tone aus seiner Kindheit — von dem Bruder, den er so sehr geliebt hatte.  
„Aber, Erinnerung Du Dich noch, was Mutter immer sagte?“ fuhr Anders fort, während er die ganze Zeit das Gesicht des Bruders im Auge behielt. „Die Mutter sagte immer: Du, Hühnel, bist ein Strohkind, sagte sie; Anders aber ist so fein wie ein Binkel.“  
Hühnel nickte. Damit hatte es seine Nichtigkeit. Und die Mutter und die Hühnel unter der Bergwand und die Halbe mit dem hohen Heidekraut, das im Sonnenlicht so schön duftete — alles stand klar vor seinen Augen. Und mitten drin stand der Bruder, bleich, schwächlich, immer hilflosbedürftig. Der gehtout, an schwierigen Stellen getragen werden mußte. Und alles, was zwischen ihnen lag, schmolz hin und zerbrach wie Schnee im Frühling; er wurde wieder Asche, ein großer, ungeschlachter, gummüftiger Asche, der er im Grunde immer gewesen war. Und keine Spur von Jörn war in ihm, als er sich abwandte und sagte: „Aber, Anders! Das solltest Du nicht gethan haben.“  
Im Thormeg oben sagte der Vorkammerhüter: „Es war gut, daß Du ihn nicht angefaßt hast. Du hättest ihn wie einen Jovetbad zerbrechen können.“  
Jetzt war Hühnel aber fertig; er schaute sich an die Mauer und schüttelte laut.  
Der Vorkammerhüter ließ ihn so lange weinen, als er es für notwendig hielt. Dann zog er ihn mit sich fort — Hühnel war geräuselt wie ein Kind — saß ein Kellerevanant, und da stiegen sie beide hinauf.  
Der Vorkammerhüter, der in Petersburg und Kopenhagen gewesen war, deutete noch zwei Beemals und eine Blöthe Vier.  
Als sie sich aber an den Tisch setzten, erstarrte das Haus von einem Kanonenhieb. „Der König kommt.“, sagte die Kellerevan. Sie war verstimmt, daß sie im Keller bleiben und diese beiden

Bauern bedienen mußte und nicht auf die Straße hinauslaufen und sich den Einzug ansehen konnte.  
XXII.  
Es war ein ungewöhnlich trüblicher Tag für die Herbstzeit. Die Nachmittagssonne blühte in den Fenstern und legte einen leichten Nebel über den Schlosspark, daß das Schloß sich von der goldenen Luft in seiner ganzen einfachen Schönheit erhob. Von der Fassung der verbrennten sich nach den Schloßschiffen schwere Pulverwolken. Die Fahnen flatterten heftig und von allen Seiten her strömte das Groll der Artillerie nach, wo die Menge schon auf den Auflagern dicht gedrängt stand.  
In den Fenstern lagen Damen in neuen Frühlingskostümen; hinter ihren Händen junge Herren zu tragen hielten. Auf dem Eisenbahnplatz hielt die Polizei einen großen Platz frei. Die gelben Mitter hielten in all ihrer Pracht vor dem Schloßgebäude. Großhändler, Kaufleute von fremden und heimischen auf seiner Arbeit und sah auf die Menge herab.  
Der König war bereits angekommen. Man wartete auf das Ende der gewöhnlichen Begrüßungszeremonien auf dem Balkon ab. Vom Hofen und aus allen Gassen und Gassen waren Kutschen gekommen, Reitwagen, Frauenzimmer und Arbeiter, zunächst ein recht ermlisches Publikum. Als dabei eine Stimme laut rief: „Es lebe der König! Hurra!“, da fand der Hof auf dem Platz nur schwachen Widerhall, und es trat dann eine ungemessene Totenstille ein, während die hohen Herrschaften in den Wagen saßen.  
Die gelben Mitter strengten voraus, dann die Leute und die königlichen Wagen. Sie und da tief ein braver Bürger und Leibeskräfte Hurra; aber der alle große Ober einander ihnen die Menge zurückhaltend zu machen, und die Kutsche fliegen hin und veretzt.  
Allmählich aber wurde es besser und die schwedischen Herrin in den Wagen ritten sich zu. Es dauerte aber ziemlich lange, bis die Kutsche allgemein wurden. Die prächtige Kutsche vom Storbühnengebäude bis zum Schloß strahlte im Glanz der Nachmittagssonne. Die glänzenden gelben Mitter in spärlichem Trab,